

Hintergrund & Debatte



«Wir entwickeln uns hier zu Spezialisten. Darum ist die Sprache oft technokratisch.»

Cédric Wermuth
SP, AG



«Ich lese ab Blatt. Wir haben nur wenig Zeit, da muss man alles Wichtige unterbringen.»

Ruth Humbel
CVP, AG

Sie sind gut beraten, das Fuder nicht

Was sagt die politische Debattenkultur über ein Land aus? Oder anders gefragt: Warum haben Schweizer Politiker An

Philipp Loser und Alan Cassidy, Text
Béatrice Devènes, Fotos

Um die Durchschnittlichkeit der Welt zu erkennen, reicht ein einziger Moment der Grösse. Wenn plötzlich glänzt, was vorher dumpf war. Wenn die Unordnung von einem Hauch Klarheit gestreift wird. Am Mittwoch erlebte das Schweizer Parlament einen solchen Moment. Die Debatte zur Masseneinwanderungsinitiative war so ganz anders als die üblichen Debatten im Bundeshaus. Da waren Emotionen, da war Spannung, da war Qualität! Der Schlagabtausch zwischen Adrian Amstutz und Cédric Wermuth, die Lakonie eines Kurt Fluri, die unterdrückten Tränen von SVP-Präsident Alfred Röstli, die kühlen Zurechtweisungen von Bundesrätin Simonetta Sommaruga: Für einmal fand im Nationalratssaal tatsächlich eine Veranstaltung statt, die die Bezeichnung «Debatte» verdiente.

Es war ein Spektakel mit Ansage. Viel hat sich bei diesem Thema aufgestaut, und schon Tage zuvor machten sich die Protagonisten Gedanken über die Debatte der Herbstsession. «Es muss nicht perfekt sein», sagte etwa SVP-Fraktionschef Amstutz kurz vorher, «aber es muss Wirkung haben.» Amstutz ist einer der wenigen im Bundeshaus, die frei reden. Und er ist einer der wenigen, die den Ton einer Debatte prägen können. Zwei, drei Stichworte schreibt er sich auf, dann lässt er es laufen. Im Nationalrat fänden viel zu wenig echte Debatten statt, sagt er. Alles zu strukturiert, zu wenig spontan. «Man kann nicht wirklich auf die Argumente eingehen. So muss ich immer mit angezogener Handbremse fahren.»

Wie das aussieht, der Amstutz mit angezogener Handbremse, und wie er trotzdem versucht, den reglementierten Ablauf der Debatte zu hintertreiben, sah man am Mittwoch beispielhaft. Amstutz meldete «persönliche Erklärungen» an, um auf Vor-

würfe zu reagieren, brauchte Accessoires (Wirkung!) und verlängerte seine Redezeit mit Gefälligkeitsfragen aus der eigenen Fraktion.

In der Nacht am Rednerpult

Seine Gegner standen ihm an diesem Abend aber in nichts nach. Leute wie Balthasar Glättli von den Grünen, auch er einer, der frei redet, dachte schon Tage zuvor über sein erstes Votum nach. Vom Allgemeinen zu den Details und wieder zurück. «Ich kondensiere und kondensiere, bis ich nur noch die drei wichtigsten Punkte im Kopf habe.» Die Rede schreibt er nicht auf, aber denkt ständig daran. «Es arbeitet in mir, und ich stehe quasi eine Nacht lang am Rednerpult.»

Cédric Wermuth von der SP schaut sich in den Tagen vor der Debatte die Vorlage noch einmal an, denkt über entscheidende und kritische Punkte nach, macht dann aber recht viel spontan.

Andere sind da geplanter. BDP-Präsident Martin Landolt schreibt seine Voten auf und verinnerlicht sie. «Im besten Fall muss ich nicht mehr auf das Blatt schauen.» Ruth Humbel, am Mittwoch Fraktionssprecherin für die CVP, liest gleich alles ab. «Als Sprecherin hat man nur fünf Minuten Zeit, da muss man schon sehr aufpassen, dass man alle wichtigen Punkte sagen kann.»

Und da beginnt es bereits zu kippen. Humbel raste durch ihr Manuskript in einer niemals ändernden Tonalität und war dabei so gehetzt, dass man allein vom Zuhören in Atemnot geriet. Dass es sonst eher durchschnittlich zugeht im Bundeshaus, merkte man bereits während der sieben Stunden am Mittwoch. Es gibt eben nicht nur die Glättlis, Amstutz' und Wermuths. Es gibt auch Leute wie den Freisinnigen Matthias Jauslin, der vor jedem Akkusativ demütig kapituliert und eine abgedroschene Worthülse nach der anderen aneinander-

USA

Ein Traum für Demosthenes

Martin Kilian
Washington

Der amerikanische Kongress ist ein Traum für Parlamentarier, die sich einbilden, Demosthenes zu sein: Geredet wird gern und viel, vor allem im einhundertköpfigen Senat, wo die Redezeit unbegrenzt sein kann.

Der Kongress widerspiegelt die politische Polarisierung Washingtons. Leidenschaftlich wird zuweilen gefochten, vor allem im Abgeordnetenhaus dreht die Debatte gelegentlich ins Hässliche. Sogar der Senat, der sich brüstet, weise und abwägend zu sein, ist in den Sog des parlamentarischen Kriegs zwischen Demokraten und Republikanern geraten.

Es mag härter geworden sein, eine Veranstaltung für schwache Nerven aber war der Kongress nie. Vor dem herannahenden Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd war die Atmosphäre im Kongress derart vergiftet, dass der Abgeordnete Preston Brooks aus dem Sklavenstaat South Carolina den Senator und Sklaveiregegner Charles Sumner 1856 in der Senatskammer zum Invaliden prügelte. Später waren es vor allem Kriege, über die debattiert wurde. Je mehr die Nation nach 1945 zur Weltmacht aufstieg, desto heftiger fielen die Argumente für oder gegen eine Inter-



Die State of the Union im amerikanischen Kongress. Foto: Keystone

vention irgendwo auf der Welt aus, so etwa 2003 vor dem Beginn des Irakkriegs.

Für die Kameras

In keinem anderen Parlament wird zudem besseres TV-Theater geboten als auf dem Washingtoner Capitolshügel. Genüsslich breiteten etwa Bill Clintons republikanische Feinde 1998 während des Lewinsky-Skandals das Sexualleben des Präsidenten aus. Besonders interessantes Entertainment bieten Sonderausschüsse: Wer könnte den schneidigen Oberstleutnant Oliver North vergessen, der 1987 den

Iran/Contra-Skandal im Kongress zu einem Weltklassespektakel umfunktionierte?

Ebenfalls verlockend sind endlose Reden, sogenannte Filibuster, zur Verhinderung eines Gesetzes. Den Rekord hält der Südstaatler Strom Thurmond, der 1957 geschlagene 24 Stunden und 18 Minuten am Podium stand, um ein Bürgerrechtsgesetz zu Fall zu bringen. Immerhin 21 Stunden redete 2013 der texanische Senator Ted Cruz gegen Obamacare.

Langatmig mag es zugehen im Kongress, langweilig aber ist selten, was unter der Kuppel des Capitolgebäudes geschieht.

Italien

Jenseits des Transatlantico

Oliver Meiler
Rom

Wenn es den Italienern nur einmal vergönnt wäre, ihren ehrenwerten Herrschaften Abgeordneten, den «Onorevoli», beim gemeinsamen und parteiübergreifend harmonischen Caffè im Palazzo Montecitorio zuzuschauen – es würde so manche marmorn gewähnte Gewissheit in Brüche gehen, so manch Mythos auch, jäh und wohl nachhaltig.

Die Bar im Palast nennt sich einfach «Buvette», als wäre sie eine profane Trinkhalle, was es natürlich nur leidig trifft. Diese Buvette zieren eine Kassettendecke und vier Kronleuchter. Es arbeiten da weiss livrierte Baristi, wie man sie vielleicht noch in den vornehmen Hotels an der Via Veneto erwartet.

Die Bar ist ein Ort politischer Ökumene. Da verbrüden und verschwistern sich ideologisch unvereinbare Politiker, die sich in der grossen Ratskammer mit ihren 630 Sitzen (sechshundertdreissig!) mit vulgären Handgesten und Tiraden traktiert haben. Vor laufenden Kameras, vor dem Volk als Zeuge. Dann verlassen sie den Saal, durchmessen die Wandelhalle, die hier «Transatlantico» heisst, und stehen dann lachend nebeneinander an der Theke der Buvette. Ohne

Fernsehpublikum. Es ist ein Theater sondergleichen, samt Vorhängen. Und die Preise der Bar sind noch immer tiefer als draussen, in der realen Welt, obwohl sie unlängst nach einer öffentlichen Entrüstungswelle etwas nach oben korrigiert wurden. Unfreiwillig.

Das Wohl der Republik

Man muss annehmen, dass die italienischen Berufspolitiker deshalb zum engagierten, manchmal auch handgreiflichen Schauspiel neigen, weil sie so ihre reiche Entlohnung rechtfertigen möchten. Nirgendwo in Europa verdienen Parlamentarier so viel wie im hoch verschuldeten Italien. Das wiegen sie gerne in Pathos beim Reden auf.

Es gibt viele talentierte Redner unter den «Onorevoli», die selbst trockene Geschäfte mit einer Verve durchsetzen, dass man das Wohl der Republik auf der Probe wähnt, und sich dann scheinbar erschöpft in ihren Sesseln zurückfallen lassen, laut beklatscht und warm umarmt von den Fraktionskollegen. «La casta», die Kaste eben, hat auch einen unfehlbaren Reflex darin, ihre Privilegien zu konservieren – ebenfalls ökumenisch, allen Spardiktaten zum Trotz. Eine Sitzungswoche beginnt in der Regel am Dienstag, und am Donners-

Ihren Lohn wiegen die «Onorevoli» mit viel Pathos auf.

tagabend hört man schon die Rollkoffer im «Transatlantico».

Im Senat, der höheren Kammer, könnten bald dürrere Zeiten anbrechen. Sollte Matteo Renzi's Verfassungsreform bei der Volksabstimmung durchkommen, würde der Senat geschrumpft, seine Kompetenzen würden gekappt und seine Mitgliederzahl um zwei Drittel gekürzt. Es wäre eine Revolution.

Ein Theater

Bisher und seit siebzig Jahren ist es so, dass alle Stücke, um beim Genre zu bleiben, immer auf beiden Bühnen aufgeführt werden müssen, im Palazzo Madama und im Palazzo Montecitorio. Identisch, weil beide Kammern genau gleich viel Macht haben. «Bicameralismo perfetto» nennen es die Italiener, wobei Perfektion in diesem Fall etwa so irreführend ist wie «Buvette». Das System bescherte Italien vor allem viel Theater.